

Man muss sich den Dingen stellen wollen

Das Staatsarchiv bewahrt Dokumente auf, die durch den Staatsbetrieb entstehen. Es ist jedoch alles andere als ein Depot alter Verwaltungsdossiers: Das Staatsarchiv ist jener Ort, wo die unterschiedlichen Ansprüche einer modernen Gesellschaft an ihre Geschichtsschreibung aufeinander treffen.

Das Staatsarchiv soll einerseits kulturelles Erbe bewahren und gleichzeitig zugänglich machen; es muss Strategien entwickeln, wie es der fortschreitenden Digitalisierung von Daten und Arbeitsprozessen begegnet. Es steht aber auch im Spannungsfeld widerstreitender Interessen seitens Persönlichkeitsschutz, Öffentlichkeitsprinzip und Staatsinteressen. Die *gezetera* hat mit dem Staatsarchivar und Leiter des Staatsarchivs Basel-Stadt, Dr. Josef Zwicker gesprochen.

gezetera: Herr Zwicker, das Staatsarchiv bewahrt alle staatlichen Dokumente oder jene des öffentlichen Interesses auf, welche «archivwürdig» und von «voraussichtlich bleibenden Wert» sind. Wie gut kann man ein Dokument zum aktuellen Zeitpunkt nach diesen beiden Aspekten beurteilen?

Josef Zwicker: Zunächst: Wir archivieren zwar vor allem staatliche Dokumente. Aber wir ergänzen das staatliche Archiv mit privaten Archiven und zum Teil auch mit Bildmaterial, das wir als Fotoarchiv übernehmen. Die Frage der Bewertung muss man auch hier stellen: Welches Privatarchiv übernehmen wir, welches nicht?

Es gibt zwei Extreme der Kriterien, die man für ein staatliches Archiv anwendet. Das eine Extrem will einfach die staatliche Verwaltung abbilden und kopiert nur die administrative Tätigkeit. Das andere Extrem interessiert sich nur für Inhalte und betrachtet staatliche Dokumente wie Publikationen und nicht als Zeugnisse staatlichen Handelns. Zwischen diesen beiden Extremen gilt es, einen Mittelweg zu finden.

Natürlich will man als Staatsarchiv die staatliche Tätigkeit an sich dokumentieren. Wie funktioniert der Staat? Wie sind Entscheide zustande gekommen? Wer wirkt wie auf ein Gesetz ein? Das manifestiert ja auch Machtverhältnisse. Aber auf der anderen Seite gibt es lokale Gegebenheiten, die den Inhalt beeinflussen. Diese Stadt ist eine Grenz- und Chemiestadt. Basel-Stadt hat ein spezielles Verhältnis zu Baselland. Da achtet man auch inhaltlich darauf, dass man diese spezifischen Dinge dokumentiert. Zum Beispiel Steuerakten: Man kann nicht alles übernehmen. Aber wir sorgen dafür, dass die Chemie dokumentiert ist.

Das heisst, Sie wollen auch die Eigenheiten einer Gemeinschaft dokumentieren und berücksichtigen bei der Bewertung daher auch weiche Faktoren?

Genau. Die angemessene Bewertung ist sehr wichtig. Dazu gehört, dass der Archivar Erfahrung hat und sich kundig macht. Daneben gibt es ganz praktische Aspekte. Bei uns fällt nie einer allein einen Bewertungsentscheid, es sei denn, es ist eine reine Routinesache. Wir sind immer mehrere.

Haben sich die Kriterien im Laufe der Zeit gewandelt?

Man muss nicht jede Mode mitmachen, aber man sollte sich bewusst sein, dass sich Fragestellungen verändern. Dann wird unwichtiges Material plötzlich wichtig. Als dieses Archiv vor rund 100 Jahren gebaut wurde, war die Geschichtsauffassung eine völlig andere als heute. Man hat andere Dinge in den Vordergrund gestellt. Die grosse Kunst des Archivs ist einerseits, nicht starr und unbeweglich zu werden und andererseits, nicht jeden Trend mitzumachen. Denn wenn die Ausschläge zu stark sind, dann ist das Risiko relativ gross, dass man unsachlich bewertet.

Mit möglichst wenig Material möglichst viel Substanz

Wie wirkt das Staatsarchiv der steigenden Informationsflut entgegen? Selektiert es stärker oder versucht es, das Problem bei der Wurzel zu packen und die Verwaltung mehr in die Pflicht zu nehmen?

Leute, die den Sammlertrieb haben, sind im Archiv am falschen Ort. Botho Brachmann hat 1968 in einem Artikel geschrieben: «Die Archivare sind nicht die grossen Aufbewahrer, sie sind die grossen Vernichter». Es gibt keine gesicherten Zahlen, aber von dem, was im Staatsbetrieb entsteht, nehmen wir gerade mal 3-5 %.

Das ist sehr wenig.

Der Archivar ist gewohnt abzuschneiden und fortzuwerfen. Jemand anders hat aber auch gesagt: «Archivare sind Informationsveredler». «Information» drückt einen Wert aus. Der grosse Irrtum ist, dass man meint, die akkumulierte Information sage mehr aus. Wenn sie nicht strukturiert ist, sagt sie gar nichts aus. Bewerten heisst: Definieren, wo man schneidet. Unser Ziel ist nicht, möglichst viel Material zu anzuhäufen, sondern mit möglichst wenig Material möglichst viel Substanz zu haben.

Das heisst, es hat sich für Sie gar nicht so viel verändert?

Richtig. Die Informationsflut hat einen anderen Aspekt: Die Papierflut. Wir befinden uns in einer Übergangszeit, in der man hybrid arbeitet, also sowohl digital als auch mit Papier, und diese Übergangszeit wird noch eine Weile dauern. Mit der Zunahme an Information drucken die Leute viel mehr aus, denn es ist einfach ergonomischer. Wenn ich einen Aufsatz schreibe, dann habe ich den Tisch voller Dokumente – ich muss in der dritten Dimension arbeiten können. Beim Generieren von Erkenntnis arbeitet man immer noch mit Papier.

Viele digitale Datenträger kann man heute nicht mehr lesen, weil ihre Technologie veraltet ist. Man spricht auch vom 20. Jahrhundert als das «am schlechtesten dokumentierte Jahrhundert». Stimmt diese Behauptung?

Ich glaube nicht. Am Anfang der EDV arbeitete man an Terminals; die Daten waren alle

an einem Ort gespeichert. Es handelte sich um grosse Anwendungen und zwar solche, wie z. B. bei der Einwohnerkontrolle, bei denen man früh an Historisierung gedacht hat. Wenn man die neue Adresse eingibt, will man ja vielleicht die alte auch noch irgendwo nachschauen können. Aber es gab eine Phase der Dezentralisierung, in der Dokumentation problematisch wurde, und zwar in der Frühzeit des Personal Computer. Jeder hat für sich allein am PC wie an einer Schreibmaschine gearbeitet und die Daten auf seiner Diskette gespeichert. Der Einzelne hat sich nicht überlegt, was mit diesen Informationen passiert. In dieser Phase ist sicher relativ viel verloren gegangen. Mit der Einrichtung von Netzwerken und erneuter Zentralisierung ist es dann wieder besser geworden. Es gibt natürlich auch bekannte Fälle wie die NASA-Daten der 1970er Jahre, die man nicht mehr lesen kann und bei denen man nicht an Historisierung gedacht hat.

Es gibt also Lücken, aber keine systematischen, sondern hier und da, wie in jedem Archiv. Das ist mit der Digitalisierung nicht fundamental anders geworden. Das Problem liegt mehr im IT-Markt. Das Interesse, ob man die Daten in zehn Jahren noch lesen kann, ist bei den Produzenten nicht vorhanden. Und die Kunden stellen sich die Frage nicht beim Kauf, sondern erst, wenn die Daten nicht mehr so ohne weiteres zu konvertieren sind. Und dann müssen sie es bezahlen.

Im Falle des Papiers hat die Kurzlebigkeit der Dokumente bereits im 19. Jahrhundert begonnen, während durch Druck und Professionalisierung der Verwaltung die Menge an Dokumenten kontinuierlich gestiegen ist.

Sie sehen sich nicht nur einer wachsenden Menge an Informationen gegenüber, sondern auch einer, die immer rascher verfällt. Ihr Amt spricht von einer «tickenden Zeitbombe». Bewahren Sie nun weniger auf und pflegen die Auswahl dafür aufwendiger?

Wir sind konkret dabei, die Bestände zu analysieren. Nicht alles ist gleich stark bedroht: Manches ist sehr stark zersetzt, bei anderem hat der Prozess erst begonnen. Wir eruiieren, welches die akut gefährdeten Bestände sind und werden dann mit anderen Bibliotheken und Archiven zusammen eine Art Interessensgemeinschaft bilden, um die bedrohten Bestände entsäuern zu lassen, vielleicht auch im Ausland, denn im Moment ist Entsäuerung ausgesprochen teuer, circa CHF 2000.- pro Laufmeter.

Die Erhaltung des Bestandes ist kostspielig; die Restaurationen einzelner Werke sind aufwendig, die Räume müssen so konzipiert sein, dass der Bestand möglichst wenig Schaden nimmt. Das Staatsarchiv hat aufgrund des stetig wachsenden Bestandes zudem immer wieder Raumprobleme. Ist es schwierig, Verwaltung und Politik von Investitionen in das Archiv zu überzeugen?

Es ist nicht einfach, denn das Archiv

nimmt in der Politik einen geringen Stellenwert ein. Wir sind ein «non-valeur» – und ich sage das nicht klagend. Dies ist auch ein Ansporn für uns, das zu ändern. Einerseits haben die Regierung, Politiker von heute und generell Leute unter 50 einen weniger starken Bezug zur Geschichte als die vorherige Generation. Das Gefühl, dass Geschichte konstitutiv für einen selbst ist und man in der Geschichte nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts gewandt lebt, ist nicht mehr selbstverständlich.

Daneben gibt es in der Politik wichtigere politische Gebiete als das Archiv: Schulwesen, Sicherheit usw. Mit dem Staatsarchiv kann man keine Wahlen gewinnen, und was noch wichtiger ist: Man kann damit keine Wahlen verlieren.

«Einen Datenträger können Sie nicht einfach wie eine Urkunde ablegen»

Das Staatsarchiv soll Dokumente dauerhaft sichern und ist gleichzeitig gezwungen, deren Verfall durch Zugänglichkeit fördern. Wie gehen Sie persönlich mit diesem Widerspruch um?

Das ist ein Dilemma, aber kein gravierendes. Ein Archiv ist nicht eine Aufbewahrungsanstalt, sondern eine Informationsvermittlungsinstitution. Wir übernehmen Dokumente, damit sie jemand anders brauchen kann. Auch wir schliessen ein paar Sachen von der Nutzung aus und achten darauf, dass Ausleihen, z. B. für eine Ausstellung, nicht zu sehr leiden. Es gibt im Haus auch Dispute mit jenen, die dem Material mehr Sorge tragen wollen, aber im Zweifelsfall geben wir es heraus.

Sie können vermutlich nicht alles kopieren.

Wir überlegen uns das tatsächlich – gerade im Zusammenhang mit der Digitalisierung, denn damit schonen wir die Originale und machen sie leichter zugänglich. Wir haben erst einen Bruchteil der Bilder online veröffentlicht. Da wir aber wohl nicht alle schaffen werden, fragen wir uns: Was können wir den Leuten bieten? Was wird viel gebraucht und wird durch die digitale Kopie geschont? Wir wollen, dass die Leute suchen können. Das heisst aber auch: Das Material muss erschlossen sein. Bei Bildern ist das ziemlich aufwendig.

Theoretisch könnte man ja von allem eine digitale Kopie machen und die alten Originale wegwerfen. Das würde auch viel Platz sparen.

Solche Ideen gab es auch schon, aber das ist naiv. Der Datenträger, den ich produziere und dann benutze, hält vielleicht 10 Jahre. Das heisst, ich muss ihn in jeden Fall bewirtschaften. Mikrofilm hält etwa 100 Jahre. Aber bei einem Digitalisat muss ich wissen, wie ich die Information ohne Verlust weiter erhalten kann. Einen Datenträger können Sie nicht einfach wie eine Urkunde ablegen und nach Jahren wieder hervorholen.

Daneben gibt es einen weiteren Punkt: Es bedeutet Arbeit, und dann wird es schnell teuer. Sie haben ein umfangreiches Dossier mit Heftklammern, und nicht alle Dossiers sind gut geordnet. Das können Sie nicht einfach durch die Maschine lassen. Wenn Sie im Dossier schnell etwas nachschauen wollen, z. B. das Datum, legen Sie den Finger dazwischen. Aber schon bei einem Mikrofilm sind Sie verloren.

Und zuletzt ist auch Materialität dokumentierungswürdig. Nicht von allem, aber gerade bei Fotos und älteren Akten.

Einander konkurrierende Interessen

Jeder kann die Akten des Staatsarchivs einsehen, und die Behörden sind verpflichtet, ihre

Akten dem Staatsarchiv anzubieten. Bietet man Ihnen wirklich alles an?

Gute Frage. Ich vermute, wir haben nicht alles. Aber was uns fehlt, ist in neunzehn von zwanzig Fällen durch Schlamperei verloren gegangen. Es gibt wenige Fälle, in denen Dokumente aus politischen Gründen gezielt verschwinden. Ein bekanntes Beispiel ist Helmut Kohl, der bei seinem Rücktritt Daten von der Festplatte gelöscht hat.

Bevor man etwas einsehen kann, muss man 30 Jahre warten, bei Personen sogar 10 Jahre nach deren Tod, denn solange gilt die Schutzfrist. Ist das nicht etwas übertrieben?

Da muss ich Sie korrigieren. Eine Schutzfrist ist keine Sperrfrist. Schutzfrist bedeutet, dass man das Material nicht einfach herausgibt sondern prüft, ob die Einsicht gerechtfertigt ist. Von den rund 40 Gesuchen pro Jahr um Unterschreitung der Schutzfrist werden 38 oder 39 bewilligt, allerdings oft mit der Auflage, Personen zu anonymisieren.

Das Staatsarchiv nimmt als Mittler zwischen den Interessen der Öffentlichkeit und jenen der Verwaltung also eine wichtige Stellung ein. Sie nehmen die Dokumente und ab dann sind sie zugänglich.

Richtig.

Jedoch sind zahlreiche Sicherungen im Gesetz eingebaut, um den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden.

Es gibt drei Interessen: Die Wahrung des Amtsgeheimnis der Behörde, das gesetzliche Recht auf Benutzung und Transparenz seitens der Öffentlichkeit sowie die Persönlichkeitsrechte der betroffenen Personen. Dies sind alles legitime Interessen, aber sie konkurrieren sich. Wie positioniert sich das Archiv in diesem Spannungsfeld? Ich sehe das Archiv als Fachorgan, welches einen Interessensausgleich schafft zwischen den drei Positionen.

Es gibt ja auch den Konflikt zwischen Parteipositionen, die auf Öffentlichkeit dringen und der Staatsbehörde, die jenseits von Positionen konstruktiv zusammenarbeiten muss.

Das ist in der Debatte um das kommende Öffentlichkeitsgesetz ein Streitpunkt. In der Politik sind amtliche Dokumente öffentlich, aber es gibt Ausschlussgründe. Und einer der Ausschlussgründe ist eben die Verhandlungsfähigkeit. Das ist ein legitimes amtliches Interesse.

Aber es gibt auch die Spannung zwischen Persönlichkeitsrechten und Öffentlichkeit. Zur Zeit des Fichenskandals war das Bewusstsein um Persönlichkeitsrechte viel höher. Heute hat sich das geändert, nicht nur wegen der Sicherheitshysterie, sondern auch, weil das Wissen über die Person einen ökonomischen Wert erhalten hat. Ich wundere mich immer, was die Leute alles preisgeben, nur um eine Einkaufskarte zu erhalten.

Im Basler Archiv waren wir bereits liberal in der Benutzung, als andere Archive noch strenge Auflagen hatten, aber wir sind heute noch hart in Sachen Persönlichkeitsschutz, wo andere diesen aufweichen wollen.

Von Parteien und der Öffentlichkeit wird ja oft Transparenz gefordert. Besteht diesbezüglich politischer Druck auf das Archiv?

Nein. Aber wir müssen darum kämpfen, dass die Überlieferung umfassend ist und wirklich alles kommt. Ein hoher Persönlichkeitsschutz dient eben auch einer substanziellen Überlieferung.

Wenn wir hier im Archiv unsorgfältig sind, bekommen wir die Ware nicht mehr – zu Recht.

Woran liegt es, dass eine Behörde meint, dass sie gewisse Dinge nicht veröffentlichen kann?

Ich habe durchaus Verständnis für die Diskussion. Zum Beispiel gibt es die Angst, dass Mitarbeiter in den Mitarbeitergesprächen manches nicht mehr sagen, wenn sie wissen, dass die Akten dann ins Archiv kommen. Aber die Frage käme gar nicht auf, wenn man einfach die Gesetzeslage klären würde, nämlich: Wenn das Material bei uns ist, sind wir die Datenherren. Die Akten gehen nicht mehr zurück, denn per Gesetz ist es verboten, die Dokumente wieder in den Verkehr zu setzen.

Es gibt aber Dinge, von denen man nicht möchte, dass sie bekannt werden, weil sie einen kompromittieren.

Ja natürlich, es gibt klassische Fälle. Gerade jetzt lag uns das Gesuch von Eltern vor, deren Kind in der Kinderpsychiatrie war. Ich verstehe die Sorge: Da gibt es ein Dossier, existiert weiter und beeinträchtigt vielleicht den Lebenslauf und die Chancen des Kindes. Aber das Dossier ist jetzt bei uns und wie gesagt, wir sind die Datenherren. Die Stelle, die uns dieses Dossier übergeben hat, ist in der Benutzung nun Dritten gleichgestellt und hat keinen privilegierten Zugriff mehr. Wenn jemand darüber forschen will, muss er die gleichen Restriktionen und Bedingungen erfüllen. Wenn wir das den Eltern sagen, können wir ihnen die Angst nehmen.

Sie haben gesagt, Schutzfristen sind keine Sperrfristen. Das heisst also, dass ich trotzdem dieses Dossier einsehen könnte, wenn ich einen Antrag stelle.

Die Voraussetzung ist: Sie dürfen die Akten nicht aus Neugierde einsehen. Es muss ein Forschungsinteresse vorliegen – wobei das auch ein publizistisches sein kann, das ist kein Wissenschaftsprivileg. Es geht ja um das Recht einer Person, und das beeinträchtigen Sie. Dafür braucht es eine Legitimation, welche die Beeinträchtigung aufwiegt. Neugierde ist kein legitimer Grund.

Wenn Sie also einen Antrag auf Einsicht stellen, schaue ich das betroffene Material an, denn es gibt verschiedene Stufen der Restriktion. Bei manchen Anfragen geht es nicht um die Person an sich, sondern als Fall. Diese Menschen müssen Sie anonymisieren. Aber es gibt auch das Interesse an der Person selbst, als Person der Zeitgeschichte. Die können Sie nicht anonymisieren. Aber auch solche Leute haben einen Kern von Rechten, den man nicht verletzen darf.

«Akten sind aufgezeichnete Informationen, mit denen ich Prozesse steuere»

In Filmen und Romanen werden gerne Verschwörungen auf Regierungsebene geschildert, welche der Held jedoch unter Gefahr und durch heimliche Aktenkunde irgendwo in tiefen Kellern aufdeckt. Man zweifelt an den Menschen, glaubt aber an die Autorität des Schriftstücks.

Das Problem ist: Man ist sich nicht im Klaren darüber, dass der Inhalt eines Dokuments nur der Ausschnitt einer Welt ist. Die Akte entspringt einem ganz bestimmten Apparat und Produktionssystem, ist in einer kodifizierten Sprache abgefasst und Teil eines kodifizierten Verfahrens. Natürlich präsentiert das Dokument eine Art von Teilwahrheit, aber der Clou ist, dass

man sie richtig situieren muss. Spannend wird es erst, wenn man den Kontext sieht.

Aber wir sind schon sehr schriftgläubig.

Ja sogar wortgläubig, und zwar in einen sehr oberflächlichen Sinn: Welches Vokabular wird denn gebraucht? Wessen Sprache ist das? Wer kann sich ausdrücken? Die ganzen staatlichen Verfahren und die staatliche Sprache sind ja ein Machtinstrument. Diese Dokumente sind entstanden unter Bedingungen einer bestimmten Zeit, aus einem bestimmten Blickwinkel, in einem bestimmten Zusammenhang. Wenn ich etwas schreibe, will ich etwas bewirken. Akten sind aufgezeichnete Informationen, mit denen ich Prozesse steuere. Auch der Bericht des nettesten Staatsanwalts in einem Gerichtsverfahren läuft auf etwas hinaus.

Sie haben erwähnt, dass das Staatsarchiv von der Politik nicht gross beachtet wird. Liegt darin nicht auch Vorteil, von der Politik nicht instrumentalisiert zu werden?

Das ist richtig. Da gibt es in verschiedenen Ländern und Zeiten grosse Unterschiede. In Deutschland lagert man die Unterlagen im Ministerium für Staatssicherheit. Theoretisch hat man damit eine gute Regelung geschaffen, indem das Archiv sein eigenes Organ hat und nicht z. B. dem Innenministerium untersteht. Aber es ist natürlich laufend Missbrauch betrieben worden. Als z. B. Stefan Heym (kritischer DDR-Schriftsteller - Anm.d.Red.) Alterspräsident des Bundestags wurde, sind prompt ein halbes Jahr vorher aus der Behörde, welche die Stasiakten verwahrt, diffamierende Informationen an die Öffentlichkeit gebracht worden. Oder es verschwinden auch Dossiers auf seltsame Art.

Dann ist das Stiefkinddasein auch eine Chance für einen entspannteren Umgang mit Geschichte?

Auf alle Fälle — bei allem Bewusstsein, dass Geschichte interpretiert werden muss. Aber ich habe immerhin einen Vertrag oder ein Gesetz. Ich kann dokumentieren, von wem die Initiative ausging und wer wie darauf Einfluss genommen hat. Es mag pathetisch klingen, aber das ist wie ein Stein. Aus dem muss ich zwar etwas heraus schlagen, aber wenigstens habe ich den Stein und bin nicht auf reine Spekulation angewiesen. Dann gibt es vielleicht zusätzliches Material in einem anderen Kanton oder in Privatbesitz, und so nimmt das Ganze Formen an.

«Wir wollen ein zusätzliches Publikum ansprechen»

Sie gehen im Oktober 2007 in den Ruhestand. Wenn Sie zurückblicken: Was war die grösste Veränderung im Archivwesen?

Es hat sich viel verändert. Erstens hat die ganze Elektronisierung grossen Einfluss auf die Abläufe gehabt, ohne dass man das zu Beginn gemerkt hat. Man hat lange mit dem PC wie mit einer Schreib- oder Buchungsmaschine gearbeitet und nicht bedacht, dass die nunmehr elektronischen Arbeitsprozesse Auswirkungen auf die Entstehung des Materials haben und man dessen Sicherung anders organisieren muss. Unsere Aufgabe ist es, dass wir der Elektronisierung nicht hinterher rennen, sondern beizeiten Massnahmen ergreifen, damit die Überlieferung gewahrt bleibt. Hier müssen wir die Leute weiterhin sensibilisieren.

Die Archive sind insgesamt offener geworden. Auch wir wollen unter die Leute kommen, wir wollen ein zusätzliches Publikum ansprechen. Ich finde, wir sind unternutzt. Darum haben wir auch die Bilder zuerst digitalisiert und ins Netz gestellt, denn Bilder sind einfach anzuschauen und sagen jedem etwas.

Ausserdem hat in den letzten 10 Jahren eine signifikante Bürokratisierung stattgefunden. Natürlich hat das auch positive Aspekte: Ich finde es gut, dass wir heute einen Betriebswirtschafter haben — vor allem weil er ein guter Betriebswirtschafter ist. Ich weiss gar nicht, wie wir früher ohne ihn ausgekommen sind. Und ich bin froh um die Kostenrechnung, dank der wir wissen, was wir mit unserem Rahmenbudget machen.

Als ich hier 1992 anfang, ging es hier etwas anarchistisch zu und her. Aber was wir mittlerweile an Berichten und Zahlen produzieren müssen, ist unglaublich. Ich bin sicher, dass man das objektivieren kann. Denn es ist das genaue Gegenteil, von dem was man verkündete. Man wollte den Ämtern mehr Freiheit geben. Aber ich fühle mich mittlerweile siebenmal mehr kontrolliert als vor 15 Jahren.

Wo sehen Sie die Zukunft und die Herausforderungen des Archivs?

Ich glaube, dass es durch die Informatik und auch durch eine andere Haltung möglich ist, uns als städtische Institution zu positionieren. Wir können der Stadt näher kommen und wahrnehmbarer werden sowohl für die Bürger als auch das Establishment. Wir wollen ein lebendiger Teil dieser Stadt werden und nicht nur ein abstraktes Archiv sein. Das heisst, dass auch wir uns bewegen müssen. Wir können nicht auf der Position beharren, dass wir zwar toll sind, uns aber niemand beachtet. Mehr Bürgernähe und Präsenz ist nötig.

Denn so Dokumente sind faszinierend. Wir hatten vor langer Zeit den Nachlass des Malers Paul Camenisch erhalten und können den jetzt ordnen. Die Erben hatten bewusst einige Dinge zurückbehalten, die sie uns aber jetzt übergeben haben, darunter 120 Tage- und Skizzenbücher, eine geschlossene Sammlung aus 45 Jahren. Wenn man so etwas in der Hand hält, dann ist das schon ein besonderes Gefühl.

Aber auch wenn ich Akten prüfe, z. B. aus dem 2. Weltkrieg, wie man jüdische Flüchtlinge 1938 an der Grenze wegen «Überfremdung» abgewiesen hat, und man weiss, dass sie später in Auschwitz umgebracht wurden, das berührt einen schon. Oder wenn betroffene Personen Einsichtsgesuche stellen, uneheliche Kinder, die ins Waisenhaus kamen usw. Als Archivar hat man zumindest die Gelegenheit, eine Dokumentation unmittelbar wahrzunehmen, auch wenn das Ereignis 40, 50 Jahre zurückliegt

Die Archivare müssen hier aber auch ein bisschen aufpassen. Auf der einen Seite dürfen sie keine Grümscheler werden, die sich nur mit solchen Akten beschäftigen. Auf der anderen Seite dürfen sie nicht nur abstrakte Aktenverwalter sein, welche die Inhalte ignorieren. Archivare müssen Inhalt mit Dokument verbinden und konkret bleiben.

Also nicht nur indexieren...

...sondern auch lebendig machen. Archivar sein ist ein sehr spannender Beruf — unter der Voraussetzung, dass man Lust hat an Erkenntnissen, um Dinge zu verstehen.

Dann darf man aber auch keine Angst haben.

Ja, man muss sich den Dingen stellen wollen. Den staatlichen Betrieb von innen zu sehen ist nicht immer lustig. Aber für mich ist das kein Problem. Die «joie de connaître» war für mich als Grundhaltung immer dermassen klar, dass ich nie darum getrauert habe, dass ich nicht naiv bin. Es gibt ja den lateinischen Spruch

«Sapere audere» — Wage zu wissen. Aber das gilt ja nicht nur für Archive.

Interview: Désirée Hilscher
dh@gezetera.ch

Quellen:
Gesetz über das Archivwesen (SG 153.600),
Basel-Stadt 1998.
<http://www.staatsarchiv.bs.ch>